

Die Stürme

Maaïke Neuville

An extract pp 5-12; 85-103

Original title De stormen
Publisher De Bezige Bij, 2026

Translation Dutch into German
Translator Lisa Mensing

© Maaïke Neuville/Lisa Mensing/De Bezige Bij/Flanders Literature – this text cannot be copied nor made public by means of (digital) print, copy, internet or in any other way without prior consent from the rights holders.

p 5-12

CULLINMOORE, 13. MAI 1521

Grace,

sei gänzlich und ausnahmslos wütend auf mich. Halte deine Wut nicht zurück.

Ich bin der Inbegriff einer Wut, die sich unter der Haut eingenistet hat-

Aber ich will nicht über mich sprechen-

Ich möchte dir von dem Tag erzählen, an dem ich meine Mutter verloren habe.

Denn durch die Gewässer, die uns umgeben, die in uns hausen, sind wir verbunden, Grace. Du, ich, sie und alle, die unsere Vergangenheit und unsere Zukunft atmen. Eine Mutter hat kein Ende. Ihre Grenzen verschwimmen und werden zu unseren.

Wie unsinnig es mir auf einmal erscheint, mit dem Blick einer einzigen Welle zu folgen, bis sie an den Felsen bricht, und dann zu weinen, weil sie nicht mehr existiert.

Deine Großmutter Grainne war eine Wren.

Wir lebten auf der Ebene in Kildare, in Stechginsterbüschen, die wir als Nester bezeichneten. Zusammen mit Lydia und ihrem kleinen Sohn Billy bewohnten wir Nest Nummer Eins.

Es gab Schafe, es gab die in geraden Reihen angepflanzten hohen Bäume, die die Symmetrie der Holzhütten vom Feldlager in der Ferne spiegelten, es gab das kleine Geschäft von Mrs. Byrne, die manchmal ein Ei für Billy und mich mitgab. Im Sommer entzündeten wir draußen Torffeuer. Im Winter waren die Decken knapp.

Grainne zog jeden Abend – egal ob Winter, Frühling, Sommer, oder Herbst –, in ihrem dunkelblauen Unterrock los, den sie für diese Gelegenheiten aufhob, mit offenen Haaren, wie es den Soldaten am liebsten war. Zusammen mit Birgid, Lydia, Mary, Lucy und den anderen ging sie zum Feldlager.

Wo es Bedürfnisse gibt, gibt es immer Menschen, die dazu bereit sind, sie zu erfüllen – aus einem Überlebensdrang heraus, der tiefer als jedes Wort verwurzelt ist.

Hunger war ein steter Begleiter, und Grainne bekam hin und wieder eine Gegenleistung für ihre erbrachten Dienste. Abhängig von der Stimmung des Soldaten war das ein Stück Brot, ein Streichholz, eine Münze, und am häufigsten: nichts.

Der Tag des Feuers auf der Ebene war einer der Gegensätze.

Wegen der scheinenden Sonne herrschte eine ausgelassene Stimmung in den Nestern, denn wie du weißt, zeigt sie sich nicht oft. Und wenn sie es doch tut, weiß man nie, wie lange.

Grainne teilte die Fröhlichkeit nicht, das tat sie nie, ihr Blick führte meinen zum Himmel, an dem dunkle Wolken die Kräfte bündelten und ihre Unruhe wurde zu meiner. Ich betete zu den Wolken, sie mögen nicht brechen, nicht heute. Ich wünschte Grainne Unbekümmertheit. Wenn auch nur für einen Moment. Ich wusste, wie schnell ich gegen die Nestwand geschubst werden konnte, wenn es Sorgen gab.

In jener Nacht, als die Frauen auf die Jagd gegangen waren, wie wir es nannten, lag ich mit Billy im Nest. Der Wind wehte, aber die Wolken hatten sich noch nicht entladen. Ich war so stolz darauf, Grace. Ich war so stolz darauf, dass mein Wunsch erfüllt worden war. Regen bedeutete stets Unheil. Bedenke, dass wir in einem Graben wohnten, den wir unter den Sträuchern ausgehoben hatten.

Ich wurde von Schreien geweckt, Männerstimmen.

Ich sah Grainne, die Löwin, über das Nest gebeugt, wie sie mit beiden Armen Billy und mich abschirmte.

Nicht hier! Raus! Geht weg!

Gelächter. Männergelächter. Nicht fröhlich, sondern hart, laut. Grainne, die einem der Männer einen Stoß gab, er fiel hin.

Der Wind, der heulte, Grace, die lachte, laut lachte, wie die Männer.

Und dann. Wie ich doch nur die Schärfe meines Gedächtnisses verfluche. Meine Mutter, die geschubst wurde und stürzte.

Hure! Die Männerstimme.

Das Brett, das runterfiel, die Becher, die Gabeln, der Kübel mit Torf, der umfiel, sodass die glühende Asche die Äste unseres Nests in Brand steckte.

Das Rasen des Windes, der die Flammen auflodern ließ. Maeve!, rief Grainne.

Das ist mein Name. Der Name, den sie mir gegeben hat. Therese wurde ich erst später.

Maeve! Renn! Alles spielte sich in Zeitlupe ab, träumte ich, wo war ich, der einzige Halt waren wie immer die Worte meiner Mutter: Renn, ich gehorchte, ich rannte, ich höre immer noch das Prasseln des Feuers. Maeve! Ich wusste nicht, ob es meine Mutter oder der Wind war. Der Wind schien mich hochzuheben, trieb mich weiter über die Ebene. Der pechschwarze Himmel, die brennende Lunge, und der tiefe, tiefe Wunsch, dass die Wolken jetzt doch brachen, um das Feuer zu löschen.

Wer von der sterbenden Mutter wegläuft, dem bleibt nichts anderes als diese vier Wörter: hätte ich doch nur ...

Lass dir nicht einreden, Grace, was du hättest tun oder lassen sollen.

Lass dir nicht einreden, was du zu fühlen hast oder nicht, auch nicht von mir.

Lass dir nicht weismachen – von jemand anderem oder dir selbst – dass du das jetzt hinter dir lassen musst.

Lass deiner Wut über meine Feigheit freien Lauf.

Aber wisse, dass du immer mit mir reden kannst. Es gibt einen sanften Raum zwischen Ewigkeit und messbarer Zeit. Es gibt Tage, an denen die Haut zwischen den Lebenden und den Toten hauchdünn ist. Wenn Zeit nicht so unbeugsam ist, wie wir annehmen, dann sind jene, die einmal waren, nicht so unerreichbar, wie wir glauben.

Wie fasst man eine Mutter in einem Satz zusammen?

Im Rückblick kann ich nur zu dem Schluss kommen, dass diese Suche der Grund für die stetige Bewegung meines Stiftes war, um der evasiven Spiegelung ihrer Gewässer näherzukommen, dem Wasser, das uns umgibt und uns entgleitet. Aber ob es mir gelungen ist, kann ich nicht mit Sicherheit sagen.

Das Einzige, was ich wirklich weiß: Ich kann nicht mehr zurück.

Die Entscheidung, zu verschwinden, ist wie das Schließen eines Fensters.

Die Vielzahl der unvorhersehbaren Wellen weicht dem Rückstand des Rauschens, einer sanften, monotonen Schwingung, die alle Stimmen in meinem Kopf übertönt.

Was vor dem Tod kommt, ist Beruhigung, keine Verzweiflung.

Die Frage, ob es anders hätte laufen können, bleibt nichtsdestotrotz ohrenbetäubend unbeantwortet.

Kann man weiterleben, sobald die Unumkehrbarkeit des Todes den Geist endlich zur Ruhe gebracht hat?

Deine Mutter, Therese

p 85-103

Der Tag der Offenbarung.

Und zum ersten Mal in all den Jahren, die ich schon im Kloster bin, werde ich nicht bei dem Fest dabei sein, für das gerade alle Vorbereitungen getroffen werden. Ja, es ist die Hitze des Fiebers, die durch meine schreibenden Hände fließt und die Buchstaben wie bibbernde Hutzeln aussehen lässt. Helen wird gerade ihre Rede niederschreiben, Martin wird gerade den großen Christbaum aus der Halle bringen. Ohne mich. Es tut mir leid, dass ich ihn im Stich lasse.

Hier ist das Zimmer, das ich so gut kenne. Das Waschbecken mit dem Seifenhalter, der aus einer aus der Wand kommenden Kupferstange besteht. Die Seife, die elf Monate braucht, bis sie klein genug ist, um durch eine Neue aus der Vorratskammer ersetzt zu werden. Ich habe hier schon acht Seifen verbraucht. Acht Seifen ist es jetzt her, dass ich Margarets Waisenhaus verlassen habe. Wo sollte ich sonst hin, welche Wahl hatte ich? Wieder auf die Ebene? Meiner Mutter hinterher? Welche Mutter? Die Fetzen, die ich in meinen Fieberträumen zusammenraffe?

Der Tag, an dem ich hier ankam. Ich wurde darum gebeten, mich in Schwester Helens Arbeitszimmer im zweiten Stockwerk einzufinden. Helen wirkte, als wäre sie aus dunkelgrauem, massivem Stein gemeißelt, sie saß nicht hinter einem Schreibtisch, wie Schwester Margaret, wenn man zu ihr gerufen wurde. Helen hatte geschwiegen. Und nach einer gefühlten Stunde hatte sie gefragt, warum ich auf den Boden starre. Was siehst du?, fragte sie, und ihr Arm machte einen Halbkreis, der auf das große Zimmer verwies, den Raum zwischen uns. Ich sah sofort die großen Fenster, eher breit als hoch, ich sah die Trauerweide, nicht beschnitten, die Zweige hatten freies Spiel und berührten sich, es war nichts Trauriges an ihr. Helen war meinem Blick gefolgt. Hier schauen wir nicht auf den Boden, hatte sie gesagt. Hier musst du wissen, wo du bist. Gott braucht deinen Blick. Am folgenden Tag wurde ich dazu angeleitet, den Garten zu pflegen. Ein Glück.

Wo war ich?

Ich töte die Zeit, indem ich mich umschaue. Die Handtücher, die nie weich gewesen sind, aber weiß, immerzu weiß. Das kleine Fenster, aus dem ich mich lehnen kann, und die Ulme mit den roten Blüten. Das Kruzifix über dem Kopfende des Bettes, in dem ich schon seit Tagen unter den steifen, ächzenden Laken liege. In diesen Gängen ist nie Musik zu hören. Der Wind trägt die Orgelklänge nie hierher. Würde es uns verändern, musste es so sein? Würde das Blut anders strömen? Der Luftzug, ohne Musik, ist immer in Bewegung, sucht sich den schnellsten Weg nach draußen, streift die Härchen auf meinen Armen.

Diese kranken Tage führen mich mühelos zu dem inneren Auge, das Wordsworth den Segen der Einsamkeit nennt. Und mit dem inneren Auge fahre ich über Mollys Konturen. Ihr rundes Gesicht, die Augen, ein Hellblau, das ich nie zuvor gesehen habe, nicht so, nicht so hell, das Muttermal über der Lippe, die dunklen Augenbrauen, voll und stark, aber sie verliehen ihrem Blick keine Härte, nein, sie machten die Augen noch heller, durchsichtiger. Ganz zu schweigen von ihrem Körper. Meine Lippen sind trocken. Draußen klappert etwas, Wellblech? Am Schuppen? Der Abend fällt.

Ein leichter Nieselregen hinterlässt auf dem Fenster eine feine Schicht Regentropfen, wodurch die Ulme verzerrt aussieht, wie jemand, der hinter der Ecke wartet, um zuzuschlagen. Ich höre Schritte!

*

Die Kerze ist zu einem Stumpf geworden und flackert beängstigend nahe an der Matratze. Ich drehe mich ruckartig um und puste sie aus. Die Dunkelheit verschluckt mich im Bruchteil einer Sekunde. Ich liege im dunklen Schrank auf dem Rücken und höre mein wummerndes Herz. Ich weiß nicht, warum ich im Kerzenschein lesen will. Es passt besser zu den Worten. Als würden sie sich dann besser entfalten. Als verstecke sich alles, was ich nicht über Therese weiß, in den tanzenden Schatten, wodurch es greifbarer wird, erreichbar. Ich stelle mir vor, wie Therese Mae

Smith im Kerzenschein schreibt. Im nächtlichen Rausch, wenn alle schlafen. Ich stelle mir vor, wie wenig sie an die Worte glaubte, die sie niederschrieb. Wie hätte sie auch ahnen können, dass ich

mehr als ein Jahrhundert später mit ihren Worten im Schrank liegen würde? Diese Frau. Es ist neu für mich. Jemanden zu verkörpern, der wirklich existiert hat. Sollte ich das hier überhaupt lesen? Spinne ich nur herum, dass ich sie hier so nahe bei mir fühle, als schlüpfe nicht ich in ihre, sondern sie in meine Haut? Meine Poren scheinen die Jahrhunderte zu absorbieren, ich werde so schwer wie ein Planet, meine Augen gewöhnen sich an die Dunkelheit, ich entdecke einen

schwarzen Fleck an der Wand. Zu wenig Platz für die Flamme, um sorglos ihre Arbeit verrichten zu können. Gefährliches Spiel. Warum spiele ich es? Weil ich unbedingt ein altes Buch im Kerzenschein lesen will? Das hier ist eine Obsession, und sie muss aufhören. Aber mein Körper ignoriert die Warnung, nimmt eine neue Kerze und zündet sie an.

*

Ooooooooooooo. Ooooooooooooo. Ooooooooooooo. Der primitivste aller Töne. Der Kreis, der sich schließt. Mein Stift rast, ich kann ihm kaum folgen, ich will ans Ende gelangen, aber zwingt mich zum Anfang. Die Tür, die plötzlich aufschwang. Ich dachte, es wäre der Wind, aber es war unleugbar sie. Ich erkannte ihre Konturen, die sich gerade noch vor meinem inneren Auge abgezeichnet hatten. Ich erkannte sie in meiner Einsamkeit, noch bevor ich sie wirklich sah. Und noch bevor ich meinen Mund vor Erstaunen oder Freude oder fiebrigem Verlangen öffnen konnte, flüsterte sie, als machte sie das jede Woche: Ich habe Kuchen für dich. Molly, die unberührte, glatte Molly. Otter Molly. Und ohne jegliche Anzeichen der Verlegenheit schlug sie die Decke auf und schmiegte sich an meinen Rücken! Sie legte ihre Hand auf meinen warmen Bauch, ich spürte ihren Atem an meinem Hals. Nach diesem Augenblick hatte ich mich geseht, seit Molly meinen Ellenbogen während des Morgengebets vor einem Jahr angestoßen hatte. Jetzt, jetzt, da ich sie kenne, oder zu kennen glaube, bin ich mir nicht mehr so sicher, ob die Berührung so zufällig war, wie sie mir damals erschien. Das Versprechen dieses Augenblicks lag schon im ersten Anblick, so wie die Möglichkeit der Blume schon im Samen steckt – das Ergebnis und die Schönheit vollkommen abhängig von der Sorge, die ihr zuteilwird – oder eben nicht. Aber, Therese, ich flehe dich an, komm hierher zurück, zu diesem weißen Blatt, und fülle es mit Mollys Händen statt mit Blumen und Samen, fülle es mit den Linien, die sie auf deiner glühenden Haut gezogen hat, um dort unauslöschliche Spuren zu hinterlassen. Der Wind rüttelte am Fenster, zerrte am Griff, klapperte an der Tür. Und wir lagen da, wollten nicht, dass die Zeit verstrich, also umarmten wir uns schweigend in der Hoffnung, so vielleicht vergessen zu werden, dass der Wind nicht in einer geraden Linie auf ein Ende zufegte, sondern kreiste, sich wie eine Spirale um uns faltete, sodass wir im Auge des Sturms sicher denn ewig wehrten.

Sie hatte ein Stück Kuchen für mich mitgeschmuggelt. Ich hatte keinen Appetit, aber wenn Molly einem Kuchen anbietet, dann öffnet man den Mund. Ich spürte, wie Mollys Finger kurz, ganz kurz, meine Lippen berührten. Mein Herz pumpte das warme Blut schnell durch meinen Hals, und auf meiner Brust lagen bestimmt zwanzig Torfbriketts, aber Molly, Molly, Molly. Ich fragte sie, wie das Fest war. Sie sagte, Martin habe gesungen. Ich war überrascht, es passt nicht zu Martin, die Aufmerksamkeit des ganzen Klosters und von Helen auf sich zu ziehen. Molly bestätigte das: Ich glaube, er hat für dich gesungen. Tränen brannten mir in den Augen, ich weiß nicht, warum, Schuldgefühl? Mein schwacher Körper hat ihn im Stich gelassen, schon eine ganze Woche lang liege ich in diesem Bett. Und Molly erzählte, dass Helen uns in ihrer Predigt daran erinnert hatte, dass wir in jeder freien Minute für den Basar sticken sollten. Dass wir-

- dem eigenen Ich sterben mussten, beendete ich den Satz. Ich weiß mittlerweile, was von den Frauen und Schwestern in diesem Haus Gottes erwartet wird. Schuldgefühl.

So lange du nicht stirbst, hatte Molly gesagt.

Wie zärtlich sie war, ihre Worte, ihre Berührungen. Ich erkannte sie kaum wieder. Als wäre sie in dieser stürmischen Nacht schutz- und wehrlos. Der Himmel grummelte bedrohlich, wir hörten, wie sich etwas verschob, klapperte und schlug, und dann einen lauten Knall. Ich habe Angst, sagte ich. Und ich weiß nicht, ob es gerade diese Angst war, die mich wagemutig machte, aber ich nahm

Mollys Hand und ließ sie über meinen Hals gleiten, über meine Brüste, und an meinem Unterleib ließ ich sie los, jetzt war es an ihr. Molly schob sie unter mein Nachthemd, und fuhr mit ihren Fingern über die spröden Haare, die warme Haut, meine Hüften.

Wir schauten zum Fenster, hinter dem die Böen jetzt ohne Skrupel und unaufhaltsam Schaden anrichteten. Krachender Donner war zu hören, und sofort danach, im Bruchteil einer Sekunde, so kurz, dass wir es auch erdacht haben könnten, erhellte gleißendes Licht das Zimmer, die Wände, unsere Gesichter, Mollys hellblaue Augen.

Hast du Angst vor dem Tod?, fragte sie.

Sie ließ ihre Finger zwischen meine Schamlippen gleiten.

Die Scham für diesen sich querstellenden, kranken Körper, für die unperfekten Formen, die einen Kummer ausdrücken, ein abwärts strebendes Verlangen, diese Scham wurde durch etwas überstimmt, das die Kontrolle übernahm, etwas, das größer war als der Tod. Nein, sagte ich. Das hier, davor hatte ich Angst. Uns. Ich hatte Angst, dass sie sich nicht mehr nach mir sehen würde, wenn sie mich einmal gefühlt hatte. Und als wollte sie meine Angst widerlegen, biss Molly sanft auf meine Finger, sie ließ ihre Hand auf meinem Venushügel ruhen, wie ein Ruhepol, die Spitze des Mittelfingers berührte ganz leicht, fast wie aus Versehen, meine Klitoris. Das ist der Name, Klitoris, es klingt wie eine Blume, den Namen hat sie mir beigebracht, und allein deshalb bin ich ihr mein Leben lang zu Treue verpflichtet. Was für eine Perspektive. Was für ein gleißendes Licht, dass das Zimmer und die Jahre füllt.

Die Angst, sie zu verlieren, beschrieb einen Kreis und kam bei ihrem Nullpunkt an. Ich ließ meine Zunge über ihre Lippen gleiten, während ihre Finger jetzt tief in mich eindringen. Alles in mir wogte. Molly öffnete die Knöpfe ihres Hemdes. Ich spürte ihre harten Brustwarzen, ich spürte, wie der Neid wegen ihrer perfekt geformten Brüste in Verlangen umschlug. Wir sahen uns an und in unseren dunklen Augen erkannten wir die Lust der anderen.

Das ist alles.

Ich will dich spüren, sagte sie und setzte sich auf meinen Schoß. Regentropfen wurden wie Glasscherben ohne Unterlass gegen das Fenster geschmettert. Wenn das hier das Ende ist, flüsterte Molly mir ins Ohr. Aber das Ende ihres Satzes verschwand im ohrenbetäubenden Brüllen des Donners, während das Zimmer von einem Blitz erleuchtet wurde. Unsere nackten Oberkörper verschmolzen, ich konnte mir kein anderes Bild von Helens göttlicher Einheit vorstellen, als Mollys Hände, die über meine fiebrige Haut glitten. Aber trotzdem, trotzdem war da etwas, das nicht gesagt werden konnte. Ein Geist zwischen uns.

Unsere Lippen berührten sich, ich hielt ihr Gesicht in den Händen und suchte in ihren Augen nach dem unumstößlichen Beweis dafür, dass das hier, dieser Sex, diese Liebe, diese stürmische Einfalt, kein Traum war. Der einzige Beweis, den ich jetzt habe, jetzt, da sie wieder fort ist, ist der wässrige, violette Fleck von dem Pflaumenkuchen neben mir, der unter Mollys Knie zerquetscht wurde. Als wir Schritte und Schreie auf den Fluren hörten, die um diese Uhrzeit normalerweise still hätten sein müssen, war Molly hastig in Unterrock und Schürze geschlüpft und hatte mich schnell zugedeckt. Dein Fieber ist noch nicht gesunken, Schwester. Ich bin froh, dass ich das kontrolliert habe.

Und genauso schnell, wie sie sich ins Zimmer geschlichen hatte, verschwand sie wieder durch die Tür, ließ mich mit offenstehendem Mund zurück, nach Luft schnappend, erschlossen, unwiderruflich O

Molly in meinem Leben ist der Unterschied zwischen Glaube und Unglaube, sie ist der Unterschied zwischen einem überladenen Himmel und einer aussichtslosen Version, sie ist der Unterschied zwischen beseelt leben, beseelt lesen, beseelt schreiben, und das nicht zu tun, sie ist der Unterschied zwischen Sinn und Unsinn, zwischen Mystik und einer flachen geraden

Linie, und es hat mit Verlangen zu tun, dem Erfüllen eines lange gehegten Wunsches, dem Bestellen des Bodens, um die Sämlinge aufzunehmen. Wachstum hat mit Aufmerksamkeit zu tun, eine beseelte Handlung hat mit Verlangen zu tun, eine sinnvolle Erfahrung hat mit Lust zu tun, Lust auf das, was man niemals gänzlich bekommen kann, ich glaube, dass ich Helens Liebe für Gott jetzt besser verstehe, unsere Sünde macht mich gläubig wie die Pest, und demütig, das auch. Wie sinnlich, wie körperlich – es ist nicht auszuhalten, ich will mein Herz aufreißen –, das Verlangen nach dem, was jetzt schon nicht mehr ist.

Aber da ist die Finsternis. Denn jetzt, da sie mich gespürt hat, ist es vorbei, dieses einjährige Band, ja, der Kreis ist rund. O. Ich wurde berührt, und sie wird es überleben, aber ich nicht, das ist es, was ich wirklich sehe, wenn ich kurz alle Metaphern beiseitelasse. Sie wird sich schon jetzt nicht mehr nach mir sehnen, sie wird noch kurz vorgeben, dass es doch so ist, aber ihr Interesse wird abklingen, meine Haut wird nicht mehr die gleiche Anziehung haben, wie zuvor, bevor sie in mich eingedrungen ist. Sie wird mich sehen, wie ich bin: Therese, unwichtig blass, mit hängenden Brüsten. Sie wird mich satthaben, wie ein zu oft gelesenes Kapitel. (Keine Metaphern mehr, T, ab jetzt nur noch die nackte Wahrheit.)

*

Wir treffen uns in Le Teaureau, der Kneipe, die immer noch denselben Namen trägt, wie vor zwanzig Jahren, als sie unsere Stammkneipe war. Sie ist immer noch genauso schmutzigg, die

Barhocker wurden ausgetauscht, aber der Geruch von Bier und Urin hat sich müheelos seinen Weg in die Sitzflächen der neuen Exemplare gebahnt. Sobald ich die Kneipe betrete, habe ich einen Knoten im Magen, der meine Gedanken von allen physischen Empfindungen abschneidet.

Ich begrüße meine ehemaligen Kommilitonen freudig und bedanke mich bei Carl für das Organisieren des Treffens, zwanzig Jahre nach dem Abschluss an der Schauspielschule, aber es ist, als wäre ich sofort wieder im Rausch, dem Rausch, in dem ich meine ganze Ausbildung absolviert habe. Ich war wie weggetreten, die Welt hatte keinen Zugriff auf mich. Da waren Dinge und

Erfahrungen. Und nichts von alledem war miteinander verbunden. Da war Alkohol, viel, da war lautes Gelächter, das nicht fröhlich klang, da war eine Mutter, die bei jedem Auftritt in der ersten Reihe saß, aber mir außerhalb dieser Welt nie Aufmerksamkeit schenkte, da war das Feiern,

schwarze Löcher mit scharfen Rändern, die spürbar waren, wenn man den Kopf läuterte und dazu brachte, sich an die letzte Nacht zu erinnern, also machte man das nicht mehr, weniger

Kopfschmerzen. Da waren Männer. Ich war die einzige Frau in unserem Jahrgang, und es war fast niemand nicht in mich verknallt. Außer Boris B. Also wollte ich nur ihn.

Ich versuche, mich auf Carl zu konzentrieren, der wissen will, wie sie noch gleich heiße, meine Tochter, und wie es ihr gehe, und weil ich keine Lust habe, so zu tun, als wäre mein Leben eine Vergnügungsfahrt, und weil Carl immer derjenige aus dieser Gruppe gewesen ist, der wirklich zuhören kann, erzähle ich ihm von meiner postnatalen Depression und meiner Aufnahme in einer Psychiatrie. Carl sieht mich mitfühlend an. Er erinnert mich an Roman. Ich erzähle ihm, dass es – angesichts meiner Familiengeschichte – meine größte Angst war, jemals an einem

solchen Ort zu landen, aber dass es, glaube ich, mein Leben und vor allem das von Lucy gerettet hat. Und zwischendurch schaue ich zu Boris B, der von seiner letzten Rolle in einer historischen Serie erzählt, irgendwas mit Soldaten. Nie werde ich zugeben, dass ich immer noch

auf ihn warte. Nach der *Caligula*-Vorstellung im dritten Jahr saßen wir an exakt demselben Tisch. Aber Boris B nicht, Boris B saß an der Theke. Ich sah ihn, als ich aus der Toilette kam. Er saß da nicht allein. Alle sprachen mich an jenem Abend auf Cath an, wie großartig es doch sei, dass eine Mutter mit ihrer Tochter in die Kneipe gehe. Weil ich es schrecklich fand, dass sich dieser Abend um sie, und nicht um mich drehte, trank ich ein Bier nach dem anderen. Cath hatte die Fähigkeit, alle

Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, indem sie sich so unsichtbar wie möglich machte. Und natürlich fand Boris Bs existenzielle Finsternis in der unergründlichen Cath an der Theke eine

Gefährtin. Als ich an ihnen vorbeiging und die Tür öffnete, um mich durch die Straßen treiben zu lassen, wie e sich für erniedrigte Studentinnen mit gebrochenem Herzen gehörte, lag die Hand von Boris B auf dem Oberschenkel von Cath.

*

Tagebuch, sag mir, wen soll ich es sonst fragen, verliere ich den Verstand? Was sehe ich, und was glaube ich zu sehen?

Heute Morgen – ich kann nicht aufhören, an Molly zu denken, die Welle warmer aufgeladener Teilchen, die sich durch meine Brust bewegt, aber sich eher wie eine Windhose verhält, die alles zu sich saugt, also musste ich es tun, ich drehte mich auf den Bauch, brauchte ohne Molly etwas zwischen den Beinen, ich machte es schnell, als wäre da eine Ecke, hinter der jemand hervorspringen konnte, zog den Rock hoch und machte aus der Decke ein Häufchen, es stieß gegen meine nackten Hüften und ich scheuerte darüber, das Fieber schien zurückzukommen, das Blut raste durch meine Wangen, der perfekte Nacken von Molly, ich biss hinein, ich biss ins Kissen, ich öffnete den Mund, leckte an meinen Lippen und tief im Innern brach etwas Namenloses in mir auf, es verteilte sich durch meinen Bauch und atmete durch mich hinweg. Das alles passierte innerhalb weniger Sekunden, und dann klopfte Schwester Helen an die Tür! Ich versuchte noch schnell, mich zurechtzumachen, aber sie wird meine geröteten Wangen bemerkt haben, und auch die Decke, ihr entgeht keine Röte, keine Unordnung. Helen, mit dem rechteckigen Gesicht, dem breiten Kinn, den durchdringenden Augen, die einen durchbohren, um Schwächen aufzuspüren – es wirkte so, als hätte sie sofort alles erfasst. Sie mahnte mich streng dazu, sofort zum Basar zu kommen, dieses nachlässige Verhalten seit meiner Krankheit müsse dringend ein Ende finden.

Und als sie uns vor der Eröffnung des Basars einen Vortrag hielt, sprach sie vom Wetter, das sehr schlecht für die Invaliden und Armen sei, von den Reichen, die mit ihrem Besitztum prunkten, obwohl es dem Handel nicht gutgehe und keine Besserung für die Armen in den Arbeitshäusern in Sicht sei. Sie erinnerte uns an die Gabe, die wir hier kultivierten, jene der Selbsterkenntnis. Selbstliebe hingegen, warnte sie uns, sei die Quelle der Bitterkeit, die aus all unseren Prüfungen hervorgehe, und als sie das Wort aussprach, Selbstliebe, da sah sie mich direkt an, ich bin mir sicher! Aber, fügte sie hinzu, es sei Selbstlosigkeit und Frohsinn, denen wir verpflichtet wären, und ein Pflaumenkuchen mache fröhlich. Und du kannst Gift darauf nehmen, dass Helen in dem Moment, in dem Schwester Madeleine den Kuchen hereintrug, ausdrücklich Molly ansah. Molly, die mich übrigens seit Tagen keines Blickes würdigt. Und Schwester Bethany, die sich immer bei Schwester Helen einschmeicheln will und versucht, jede Regelübertretung zu registrieren und der Oberin zu melden, schaute mich an, als wüsste sie etwas, was wusste sie? Seit ich einen Fuß ins Kloster gesetzt habe, begegnet mir Schwester Bethany feindselig, ich spüre ihren Neid wegen meiner besonderen Position im Gemüsegarten. Dass Helen bei meiner Ankunft verstanden hatte, dass die Mauern dieses Ortes eine unmögliche Enge für mich bedeuteten, und deshalb so gnädig war, mich mit Martin im Garten arbeiten zu

lassen, ist ihr ein Dorn im Auge, und jeder Grund genügt ihr, um mich zu verraten und mich in Helens Ungnade fallen zu lassen. Was weiß sie? Was weiß Schwester Helen? Und warum sieht Molly mich nicht mehr an? Hilf mir.

*

„Könnte ich sie bitte eben selbst sprechen?“

Am anderen Ende der Leitung bleibt es still und ich bin schlecht gelaunt. Ich wollte heute lesen.

Heute Abend findet die erste Probelesung des Drehbuchs statt, das ich noch nicht bekommen

habe. Antonio will, dass wir es zusammen erschließen. Deshalb wollte ich noch etwas in Thereses Tagebüchern verweilen. Selbstfürsorge, so lautete der Plan. Erst schwimmen gehen. Dann Kaffee, Füße auf den Couchtisch, *Die Stürme* auf den angewinkelten Beinen, ein Foto mit einem Filter machen, dazu die Worte „Something’s cooking“, das Bild posten, und das Gefühl haben, zu leben. Oder wenigstens anderen das Gefühl geben, dass ich ein Leben habe und vielleicht anfangen, das auch zu glauben, weil andere es glauben.

Ich schaue aus dem Fenster, während die Stimme der Sekretärin, deren Namen ich nach fünf Jahren immer noch nicht kenne, sagt, dass sie ihren Arbeitsplatz nicht verlassen und ich ihr vertrauen könne, „Ihr Kind ist krank“. Ein Krankenwagen steht mit Blaulicht auf der anderen Straßenseite schräg auf dem Bürgersteig. Die Abwesenheit der Sirenen kann zwei Bedeutungen haben. Es ist nichts Ernstes, oder es ist zu spät. Ich meiner Fantasie ist es immer zu spät.

„Okay, was hat sie denn?“

„Sie klagt über Bauchschmerzen.“

„Das sagt sie ständig. Manchmal hat sie einfach keine Lust, in der Schule zu sein. Wenn ich sie also vielleicht kurz sprechen kön-“

„Entschuldigen Sie bitte, Frau, ähm, Delange, aber ich muss jetzt zu einer Besprechung.“

„Ich dachte, Sie könnten ihren Arbeitsplatz nicht verlassen?“

„Ich werde gleich abgelöst – entschuldigen Sie, aber könnten Sie Ihre Tochter vielleicht abholen? Dann können Sie mit dem Arzt besprechen, ob ihre Bauchschmerzen gerechtfertigt sind oder nicht.“

„Ich würde das lieber direkt mit meiner Tochter besprechen. Am Telefon.“

„Ich habe dafür wirklich keine Zeit.“

„Ich auch nicht.“

Auf der anderen Straßenseite passiert immer noch nichts. Das Blaulicht wird von den geparkten Autos reflektiert. Es ist zu spät. Der alte Mann ist tot. Oder die junge Frau hat eine Überdosis genommen. Oder der Dealer wurde umgebracht. Oder die Mutter ist ertrunken.

„Kann Ihr Mann sie denn nicht abholen?“

„Mein Mann hat einen Job.“

„Und Sie?“

Ich betrachte das Buch in meiner Hand.

„Ich – ich habe es Ihnen schon gesagt. Ich kenne meine Tochter. Wenn ich jedes Mal, wenn sie sagt, sie hätte Bauchschmerzen, alles stehen und liegen lassen würde, um sie auf dem Sofa mit einer Decke zuzudecken, dann hätte ich kein Leben mehr.“

Am anderen Ende der Leitung ist es wieder still. Welche Waffen hat die Sekretärin noch zur Verfügung? Ich taufe sie Secretia.

„Ich habe mal gelesen“, setzt Secretia an – zu meiner Überraschung zieht sie andere Saiten als die Ungeduld auf, von denen ihre Antworten bisher durchtränkt waren – „dass wir als Eltern

manchmal die Aufgabe haben, den Vorwänden unserer Kinder zu folgen, auch wenn wir davon überzeugt sind, dass es nur Vorwände sind. Dass wir unser Bedürfnis nach der Wahrheit zur Seite schieben und ihnen die Führung überlassen müssen.“

*

Lucy liegt unter einer Decke auf dem Sofa, sie streckt den Arm nach mir aus, hat den Blick des

bemitleidenswertesten Hundes aus dem Tierheim aufgesetzt.

„Mir geht es schon ein bisschen besser, Mama.“

„Das ist gut, Lu.“

„Darf ich vielleicht was Süßes?“

„Erst einen Apfel, Prinzessin Bauchweh.“

„Ich bin doch keine Prinzessin.“

„Da bin ich mir nicht so sicher, ich soll dir die Führung überlassen, hat Secretia gesagt.“

„Wer ist Secretia?“

„Eine Freundin.“

„Aber Prinzessinnen übernehmen doch nicht die Führung.“

„Nein?“

„Nein. Könige.“

„Und Königinnen?“

„Nur ganz ganz selten.“

„Ja?“

„Wenn der König zum Beispiel vor Hunger stirbt, und alle Minister auch, und alle Bürgermeister.“

„Weil sie keine Süßigkeiten bekommen?“

„Zum Beispiel. Mama?“

„Ja?“

„Ich fühle mich nicht glücklich.“ Das Blaulicht ist aus.

Es ist ohrenbetäubend still. Die Mutter ist ertrunken.